

Unter meinen Füßen wird die asphaltierte Straße zu einem Waldweg, dessen matschige Beschaffenheit ein Verkehrsaufkommen von Traktoren, Forstmaschinen und Crossmotorrädern verrät. Die Wiesen im Tal habe ich hinter mir gelassen und dunkle Fichten salutieren nun im Spalier am Wegrand. Der Wind trägt die vier Glockenschläge der vollen Stunde zu mir herauf. Eigentlich wollte ich einen ziellosen Spaziergang durch den Ort machen. Sehen, wo die neue Ampel gebaut wurde und in die Fenster von lange stillgelegten Kinderzimmern schauen, in deren Spiegelung ich zarte Umrisse meiner Kindheit erkenne. Szenen, die gefüllt sind mit kalten Novembernachmittagen – die dunkelsten Nachmittage im ganzen Jahr – an denen wir irgendwelche buntbedruckten Plastespielsachen zweckentfremdeten während Pressspahnschrankwände über unsere Schultern blickten.

Doch meine Füße tragen mich raus aus dem Ort. Schon als Kinder zog es uns immer wieder die kleinen Pfade hinauf. In den langen heißen Sommern eröffneten sich hier sprudelnde Bäche und die schattigen Baumkronen schützten uns, wenn wir als Abenteurer Schätze suchten. Wenn sich im Winter eine zentimeterdicke Schneeschicht über die Landschaft legte, waren wir Polarforscherinnen auf Langlaufskiern oder olympische Rodler. Wir waren all die Dinge, von denen wir wussten, dass wir sie niemals wirklich sein konnten und der Wald war all die Orte, die wir niemals wirklich erreichen werden.

Ein alter Mann, der auf der bemoosten Bank am Rand meines Weges sitzt, reißt mich aus den Vergangenheitserinnerungen. Neben älteren Menschen in Wäldern zu sitzen ist keine ungewöhnliche Situation für mich. Meist kommt es zu kurzen Gesprächswechseln, in denen ich die Gesundheit meiner Großmutter und meiner Mutter bestätige, die neue Außenfarbe der Apotheke zur Kenntnis nehme und das Dahinschwinden der Zeit bedauere. Doch eigentlich versuche ich solche Situationen eher zu vermeiden. Aber heute zieht mich irgendetwas zur Bank hin. Mir zwar unerklärlich, aber ich gebe nach.

„Darf ich mich setzen?“

Der Alte sieht zu mir auf, er sieht vertraut aus. Ich hätte schwören können, er war der Großvater einer meiner Kindheitsfreundinnen. Doch als ich versuche, eine Ähnlichkeit auszumachen, entgleitet mir sein Gesicht. Nur aus dem Augenwinkel kann ich ihn wirklich ansehen.

„Bitte“, vibriert seine Stimme aus dem grauen Bart heraus.

Wir sitzen nebeneinander. Beide schauen wir in die Ferne, die versperrt wird durch massige Stämme. Vor uns fällt der Weg tief und steil ins Tal. Hinter uns erheben sich Steine und Bäume zum Bergkamm. Hier neben mir ist nur der Mann auf der einen, und ein Baum, auf dem womöglich schon die Eltern meiner Großeltern herumklettern konnten, auf der anderen Seite.

Ich sehe zu ihm rüber, und schnell wieder weg. Ich kann nicht verstehen, warum ich mich so ungewöhnlich fühle. Nichts passiert. Ich verbanne die Gedanken, die diesen Mann für mich durchschauen wollen, zucke mit den Schultern, um auch meinen Körper von der Bedeutungslosigkeit dieses Moments zu überzeugen. Gerade als ich den Impuls zum Aufstehen an meine Beine sende, gibt der Vollbart erneut einen Laut von sich.

„Du bist von hier.“ Es ist keine Frage. Ich bleibe sitzen.

„Ja.“

„Aber du bist nicht mehr hier.“

Sieht man mir das an? Bin ich fremd geworden?

„Ich kann es spüren.“ Als hätte er gehört was ich denke. Ich schaue ihn nur an. Kann selbst gar nicht weiterdenken. Ich denke nicht, dass er ein Verrückter ist. Ich weiß, dass es wahr ist, was er sagt. Ich weiß, dass er wahr ist.

„Ich glaube, du musst über ich paar Dinge nachdenken?

Deswegen bist du hier draußen, nicht wahr?“

Bis ich verstehe, dass er mich diesmal etwas gefragt hat, und eine Antwort erwartet, vergeht zu viel Zeit. Ich verhalte mich komisch.

„Ich bin oft hier draußen“, rechtfertige ich mich.

„Bist du das wirklich?“

Warum fragt er mich das? Ich werde wütend. Der Mann kennt mich überhaupt nicht. Ich muss nicht mit ihm reden. Endlich stehe ich doch auf.

„Schönen Tag noch“, verabschiede ich mich und will gehen.

„Ich glaube nicht, dass du jetzt gehen willst.“

Soll das eine Drohung sein? Warum habe ich mich noch vor wenigen Minuten so vertraut gefühlt in seiner Nähe? Unverständnis für mein Vergangenheits-Ich.

„Na hö-“

Ich werde unterbrochen von einer Wolke, die sich vor meinen Augen bildet. Der Alte sitzt noch immer ruhig auf der Bank. Mir fällt plötzlich auf, dass sie den Weg neu gemacht haben müssen. Er ist gar nicht mehr aus Kies. Nur noch Matsch. Als sich die Wolke verzieht stehe ich in einem dieser Finde-Den-Unterschied Spiele. Ich stehe immer noch auf dem Weg im Wald. Hinter mir die Bank. Der Mann. Der Berg. Vor mir das Tal. Die Fichten. Aber der Weg ist nicht nur matschiger, sondern auch schmaler. Die heruntergefallenen Steine, waren gerade noch nicht da. Ich kann nun nicht mehr durch die Fichten hindurch die Landstraße in der Ferne sehen. Sind die Fichten älter geworden, während ich monatelang nicht hier war? Warum ist mir das nicht aufgefallen? Hat mich der Alte so in seinem Bann gehabt? Der Alte. Ich drehe mich zur Bank

und realisiere plötzlich, dass ich nicht verrückt bin. Oder zumindest nicht auf diese Weise. Die riesige Eiche, die an dieser Stelle nicht zu übersehen ist. Ist kleiner. Nicht abgesägt. Nicht gestutzt. Einfach kleiner, schmaler. Nicht sehr, aber doch so, dass es mir sofort auffällt. Ich schaue zum Mann. Er sieht gleich aus. Hat sich nicht bewegt. Doch die Bank unter ihm ist eine Neue. Auch sie hätte ich übersehen haben können, aber die Eiche überzeugt mich, dass sich all das gerade verändert hat. In diesem Moment. Im letzten Moment.

„Wo sind wir?“ Eine dumme Frage, ich weiß ganz genau wo wir sind.

„Wir sind genau am gleichen Ort, nur zu einer anderen Zeit.“ Der Mann erhebt sich schwerfellig.

„Ich möchte dir zeigen, was es heißt, diesen Ort nicht hinter sich zu lassen. Ich möchte dir das Erzgebirge zeigen. Die Erzählungen der Menschen. Von gestern, heute und morgen.“

Er steht mir gegenüber. Schaut mir direkt in die Augen, dreht sich um und geht den Weg wieder zurück Richtung Ort. Natürlich eile ich ihm hinterher. Auf keinen Fall will ich hier in dieser Zeit festhängen.

Auf dem Weg in den Ort ist mehr los als noch vor einer halben Stunde. Oder nein. Nicht vor einer halben Stunde. Eher in 200 Jahren. Oder so.

„Wann sind wir denn?“, frage ich deshalb den Mann.

„Kannst du das nicht aus den Gebäuden und den Menschen hier schließen? Du kennst dich hier doch aus.“

„Aber ich weiß doch nicht wie es hier vor 200 Jahren oder so aussah“, entgegne ich patzig.

„Kommt aber ungefähr hin. So ganz genau kann ich das auch nicht sagen, aber ich habe auf das Ende des 19. Jahrhunderts gezielt und das haben wir zum Glück auch getroffen.“ Er lacht.

Nicht auszudenken, wo wir gelandet wären, wenn er nicht getroffen hätte. In der frühen Jurazeit war es hier bestimmt nicht so gemütlich.

„In dieser Zeit kommt gerade der Abbau von Erzen zum Erliegen. In ca. 20 Jahren bauen all diese Menschen hier Steinkohle ab. Wenn sie nicht gerade in den Krieg müssen.“

Wir schließen uns an eine Reihe mit Männern an, die gerade Feierabend haben müssen und gemeinsam redend zurück in den Ort laufen. Sie können uns definitiv nicht sehen, denn mit meiner Jeans steche ich heraus. Die Männer sind alle dunkel gekleidet. Sie sehen schmutzig aus.

„Sind das Bergleute?“ Der Alte nickt. „Warum zeigst du mir das? Ich dachte, du willst mir das Erzgebirge zeigen? Dass es hier Bergbau und sowas gab, lernt man im Kindergarten. Wenn nicht schon früher.“

„Das sind die Menschen, die die Tradition geschaffen haben, auf die sich in deiner Zeit alle beziehen. Das hier ist das Erzgebirge. Wortwörtlich. Verstehst du? ERZgebirge.“ Ich verdrehe die Augen.

„Weißt du, Geschichte und Traditionen sind ein Teil deiner Identität. Egal, ob du willst oder nicht, hat all das - “ Er macht eine ausladende Geste in Richtung der Bergleute „- einen Einfluss auf dein Aufwachsen, auf dein Verständnis von der Welt, von dem Zusammenleben. Und natürlich nicht nur auf dich, sondern auf alle Menschen, die von hier kommen. Das verbindet dich mit den Menschen aus deiner Zeit und auch mit denen hier.“ Er deutet auf ein paar der Männer, die vor uns auf dem Weg laufen. „Auch wenn du in keiner wirklichen Gemeinschaft mit diesen Männern bist, habt ihr eine kulturelle Verbindung. Ihr stellt euch alle einen Schwibbogen ins Fenster.“ Er kichert. Auch ich presse lachend Luft aus meiner Nase.

„A prospros Schwibbogen -“

Wieder vernebelt sich mein Blickfeld. Das leichte Schwindelgefühl stoppt meinen Gang. Als der Nebel verzieht, sind die Bergmänner nicht mehr vor uns. Der Weg ist jetzt leer. Es ist kalt und dunkel. Die Sonne muss gerade weg sein. Es ist eine frühere Nachmittag im späten Herbst. Der Alte ist 100m weiter an einer Scheune stehen geblieben. Als ich aufgeholt habe, sagt er: „Weißt du, die meisten Bergleute kamen immer erst um diese Uhrzeit oder später nach Hause. Und wenn sie zur Arbeit gegangen sind war es im Winter auch noch dunkel. Deswegen ist der Schwibbogen entstanden. Um den Bergleuten im Herbst und Winter den Weg nach Hause zu leuchten.“ Wir gehen ein paar Schritte in den Hof hinein. Vor der Scheune steht ein Mann, der etwas schmiedet.

„Hier entsteht gerade einer der ersten Schwibbögen. Erst später wurden sie aus Holz gemacht.“ Ich schaue dem Handwerker über die Schulter und kann die vertraute Form erkennen. Ein Halbkreis, elf Lichtertüllen. Erste Figuren. Ich erkenne einen Engel, der schon neben ihm auf einem kleinen Tisch liegt. Daneben eine Zeichnung. Nicht zu vergleichen mit dem bekannten Motiv, das ich kenne. Kein Bergmann, keine Klöpplerin, kein Schnitzer. Stattdessen nackte Körper unter einem Apfelbaum. Trompeten, Engelsflügel.

„Das sind die alten Motive. Aus der Bibel.“ Ich schaue wieder zu dem Alten auf und trete betroffen einen Schritt von dem Schmied zurück. Ich fühle mich ein bisschen zu wohl in dieser geisterhaften Beschaffenheit meines Körpers.

„Weißt du, ich glaube das Problem ist, dass die meisten Menschen heutzutage die Zeit des Bergbaus manchmal romantisieren. Die Hochzeit des Erzgebirges. Technischer und wissenschaftlicher Fortschritt, internationale Relevanz. Aber den Bergleuten ging es nicht gut.

Die Minen und Stolln gehörten ihnen nicht. Die Arbeit war gefährlich, wenn sie nicht in den Minen gestorben sind, dann sehr jung an irgendwelchen Atemwegserkrankungen. Das Schwibbogenmotiv, was du kennst, beruft sich so sehr auf die Arbeit der Menschen früher, dass die Menschen heute fast nichts anderes haben, auf das sie sich berufen können.“

Ich nicke. Ist es das, was uns ausmacht? Unsere Arbeit? Ich denke an die Motive der Räucherfiguren. Auch sie zeigen Berufe. Aber die Menschen, die diese Räucherfiguren seit Jahrhunderten bauen, die sind noch mehr als nur Arbeiter\*innen? Ich denke an den Beginn meines Spaziergangs, der komischerweise im 18. Jahrhundert gelandet ist. Die Straßen waren so leer zu meiner Zeit. Und hier laufen Massen an Bergleuten durch den Ort, ...

„Wollen wir noch ein Stück gehen?“ Wieder reißt mich der Alte aus meinen Gedanken, bevor ich sie zu Ende denken kann. Ich nicke.

Wir spazieren durch den Ort. Die meisten Menschen wären vermutlich eben so überrascht wie ich, wenn sie wüssten wie wenig sich in 300 Jahren verändern kann. Die Hauptstraße sieht aus als hätte man einen Sepiafilter über sie gelegt. Immer wieder begegnen uns vereinzelt Menschen auf der Straße in bäuerlicher Kleidung. Wir sehen auch Kinder, die trotz der Kälte, draußen spielen. Wie ich früher. Meine eigene Kindheitsnostalgie mischt sich mit der, für die große Vergangenheit. Auf dem Platz vor dem Rathaus bin ich erstaunt, dass es auch hier fast so aussieht wie in meiner Zeit.

„Du fragst dich, warum in deiner Zeit die Straßen so leer sind.“ Erneut greift der Alte meine Gedanken in seinen Vorträgen auf. Ich kriege eine kleine Gänsehaut, antworte aber nicht.

„Hast du vergessen, wie dieser Platz hier an Montagen aussieht.“ Ich schlucke, als der inzwischen bekannte Nebel wieder aufzieht und ich spüre, dass wir dieses Mal nicht weiter in die Vergangenheit reisen werden.

Ich stehe auf dem Rathausplatz. Um mich herum viele Menschen in bunten Windbreakern, in schwarzen Bomberjacken. Wir sind wieder heute. Der plötzliche Umschwung der Lautstärke erschrickt mich.

„Montagsspaziergang“ wirft der Alte ein.

Ich weiß.

Ich sehe Schilder, die das Ende einer Amtszeit einer Regierung fordern. Schilder, die Wortspiele mit führenden Politiker\*innennamen präsentieren. Schilder, die mehr Freiheit wollen, oder die Existenz dieser in den heutigen Zeiten insgesamt anzweifeln. Auf einem ist nur die Zeichnung eines Bergmannes. Der Schachthut ist schwarz-weiß-rot. Bisher habe ich von diesen Veranstaltungen nur im Fernsehen oder im Internet gehört. Noch nie war ich selbst

dort. Ich sehe bekannte Gesichter in der Menge. Meine Grundschullehrerin. Ein Freund meiner Oma. Menschen, die ich im Supermarkt treffe. Diese Menschen protestieren für oder gegen etwas. Ich bin mir nie so richtig sicher worum es geht. Impfpflicht und Coronatests. Subventionen für Bauern. Waffensendungen in Kriegsgebiete. Aber ich sehe auch fremde Gesichter. In ihnen steht keine Sorge oder Angst, in ihnen sehe ich nur Wut. Sie stehen in Kleingruppen herum und warten darauf, dass es los geht. Viele tragen trotz der Dämmerung dunkle Sonnenbrillen. Sie wirken wie kleine bedrohliche Inseln in einem Meer aus farbenfrohen Multifunktionsjacken.

Als die Truppe ihren Marsch durch den Ort beginnt, denke ich an die Bergleute, deren Heimweg ähnlich aussah. Ich teile diesen Gedanken mit dem Alten.

„Sie haben auch Ähnlichkeiten. Sie arbeiten viel, sie fühlen sich unverstanden und alleingelassen. Und sie kommen natürlich von hier.“ Nachdenklich blickt er dem Spaziergänger\*innen hinterher. „Das Problem sind vor allem aber die dunklen Grüppchen. Sie sind dir aufgefallen, oder?“

„Ja.“

„Das sind nicht nur kleine Gruppen, das sind organisierte Gruppierungen. Die bieten vermeintliche Lösungen auf die Probleme der Menschen. Wollen sie abholen und vereinnahmen, mit Bildern aus einer vergangenen Zeit. Mit der Pracht des Königreich Sachsens und den Errungenschaften des Erzgebirges.“

„Aber das funktioniert so alles nicht“ ich unterbreche den Alten, weil ich weiß worum es geht. Die brachial Aussehenden stehen an Straßenecken in den Dörfern, den Kleinstädten. Sie kaufen Häuser und wollen Viertel vereinnahmen. Sie machen sich breit in Parlamenten und Unternehmensvorständen. Sie bedrohen. Fast alle, die nicht auf ihrer Seite stehen.

„Wenn man so den Umzug hier sieht, dann fragt man sich vielleicht, wo das Problem ist“, beginnt der Alte wieder. „Sie laufen hier doch nur durch die Straßen. Aber das ist ja nicht alles. Hier findet niedrigschwellige politische Akquise statt. Sie normalisieren so ihre menschenverachtenden Ziele. Und die Menschen nehmen das an.“ Ich schaue betroffen zum Boden. „Ich könnte mit dir zu den unzähligen Zeiten reisen, an denen hier im Ort rechte Gewalttaten stattgefunden haben. Ich könnte dir zeigen, wie es hier aussah im dritten Reich. Als sie hier eine jüdische Familie aus ihrem Haus geschleppt haben. Aber das was du hier heute siehst ist immer ihr erster Schritt. Und du siehst wie es funktioniert.“

Inzwischen ist der Umzug fast um die Kurve der Hauptstraße herum. Ich frage mich warum. Warum gibt es diese Menschen? Warum lassen sie sich auf diesen unzählbaren Hass ein? Ich frage mich, ob der Alte mich jetzt in die Zukunft mitnimmt. Ob er mir jetzt zeigt wie alles am

Ende gut wird. Wie das Erzgebirge sich erholt. Wie es den Menschen hier besser geht, wie sie sich öffnen und vorangehen. Den Hass hinter sich lassen. Oder vielleicht muss ich jetzt sehen, wie viel schlimmer es noch geht. Ich weiß, dass es an vielen anderen Orten und zu anderen Zeiten schlimmer war als jetzt und hier. Aber was, wenn es vielleicht wieder so wird? In mir steigt eine Spannung an, die ich gern gelöst hätte. Selbst wenn es so ist. Wenn die Demokratie zerbricht, dann will ich es jetzt wissen.

„Bringst du mich jetzt in die Zukunft?“, platzt es auch mir heraus. Der Alte zieht fragend eine Augenbraue hoch. „Wir waren in der Vergangenheit, sind jetzt in der Gegenwart. Du hast gesagt *gestern, heute, morgen*. Geht es jetzt ins Morgen?“ Ich werde ungeduldig.

Er lacht, als hätte ich ihn gerade gefragt, ob er mit mir in die Hohlerde zu den Echsenmenschen reisen wird.

„Ich kann dir die Zukunft nicht zeigen.“

Die Spannung in mir zerbricht und hinterlässt schmerzende Scherben der Zukunftsangst.

„Warum?“

„Es gibt sie einfach noch nicht. Es wird sie erst geben, wenn sie zur Gegenwart wird. Aber du kannst dabei mitmachen. Also nicht nur du, sondern alle Menschen. Du kannst dich entscheiden wann du etwas sagst, was du tust, wofür du kämpfst. Du kannst auch andere an die Hand nehmen. Anderen zeigen was passieren könnte. Du hast die Möglichkeiten erkannt. Entweder wird alles gut. Ein gutes Leben für alle. Oder es wird nicht gut.“ Während er spricht bildet sich erneut der Nebel um mich herum. Ich lasse mich vollkommen darauf ein. „Du kannst etwas bewegen und du musst. Wenn du es nicht tust, warum sollte es sonst jemand tun?“

Ich stehe allein auf dem Rathausplatz. Die Kirchturmuhre schlägt viermal. Alles ist anders.